

Im Heidedorf.

Roman von A. von der Elbe.

(4. Fortsetzung.)

Goldammer wandte sich zu seiner Braut: „Nimm, nimm die Bälger wieder ins Haus. 'ne Frau, deren Alten ich pensionire, ist genug für meinen Beutel, das Kostgeld für zwei Kanten kann ich sparen.“

Das Mädchen erschrak. Wie sollte sie mit den teuren halbwüchsigen Dingen fertig werden? Aber sie wußte, daß ihre Einwendungen nichts helfen würden.

Er kniff sie in den Arm und raunte: „Mauschen, mein süßes, um dich zu kriegen, ihu' ich schon was. Bist ja doch mein kleines Wonnchen!“ Wie er nach Wein roch! Sie versuchte, von ihm abzurücken.

„Na, wie ist es — müssen doch — doch der Bubbel auf 'n Grund haben?“ rief Philipp Affel und schenkte sein und des Nachbarn Glas voll. So abfällig er auch diese Worte beurtheilte, sie schien ihm nun doch zu schmecken.

Die Jugendfreunde befanden sich in gehobener Stimmung, sie tauschten Scherzreden, versicherten sich ihrer Liebe und schwuren, daß sie beide doch immer amüsante Kerle gewesen seien. Sie schlugen auf den Tisch, lachten und fingen mit schweren Jüngern und rauhen Stimmen.

Da der Talgkerch unerträglich war, verließ Hans die Lämpchen. Liebreich wurde so müde, daß er sich kaum noch aufrecht hielt.

Mademoiselle Dubernet machte entflohen der Sache ein Ende. Sie stand auf und erklärte, es scheine ihr Zeit, nach Hause zu gehen.

Ihr Nachbar hob die Sektflasche gegen das Licht, und da sie leer war, sagte er, das Fräulein habe recht, morgen sei wieder ein Tag, es sei ein — ein — trübs netter Verlobungsmitt gewesen, und nun wollten sie sich alleamt brüden. Zur Hochzeit hoffte er Fortsetzung. Er lachte laut, umfaßte Goldammer, den er einen „reizenden Bengel“ nannte, und drehte sich taumelnd mit ihm rundum. Seinen Bruder schlug er auf die Schulter und rief: „Schlaf aus, altes Jör, Pöstopp du! Alleamt rinnen die Klappe!“

Endlich waren sie alle fort. „Du machst wohl Ordnung, Kind,“ sagte Liebreich, „schlaf wohl, meine Tochter,“ damit ging in seine Kammer.

Hans half Marie aufräumen, sie fühlte sich brüde so schwer belastet, daß sie kaum noch ein Wort über die Erlebnisse und Eindrücke dieses Abends zu wechseln wagten. Mit kummern Händen trennten sie sich. Das Mädchen war sich erfüllt von Verzweiflung, auf ihr Bett, weinte und schluchzte, als solle sie sterben, bis sie endlich ein unruhiger Schlummer umfing.

6. Kapitel.

Einige Tage nach dem Festabend kam Hans Affel erschrocken und traurig von seinem Bruder zurück. Philipp hatte einen Schlaganfall erlitten. Der Arzt, der ihn immer vor Wein und Aufregung gewarnt hatte, führte den Zufall auf den reichlichen Genuß des Champagners zurück.

Als dem Kranken Besinnung und Sprache wiedergekommen waren, während er noch an Lähmung der linken Seite litt, begann er auf den elenden Stoff, mit dem sein vermeintlicher Freund ihn vergiftet habe, in zorniger Erregung zu schelten.

Seine Frau und Kinder, in steter Angst vor dem aufstrebenden und harten Mann, lebten den Bruder an, ihnen zur Seite zu bleiben und die Pflege des schwierigen Kranken mit ihnen zu theilen.

Nun sah Hans neben Marie am Küchentisch und erklärte, er könne nicht anders, als der Schwägerin Wunsch erfüllen und für einige Zeit nach seines Bruders Hause übersiedeln.

„Philipp nannte mich freilich, wie gewöhnlich, 'Dummerjahn', stimmte aber ein, als seine Frau bat, ich möge kommen. „Na ja,“ sagte er, „als Krankenwärter und Bligableiter sind die Schafstöpfe oft am brauchbarsten.“

Hans lächelte wehmüthig bei diesem Bericht und gab zu, daß er Philipp, dem gewandten Geschäftsmann, in seiner Weise gewachsen sei. „Der liebe Gott hat eben in seiner wunderbaren Welt jedes Geschöpf verschieden gemacht. Und schön ist's, wenn ein zu kurz Bekommener einmal etwas taugt.“

Betrübt entgegnete Marie: „Wie soll ich in dieser schrecklichen Zeit vor meiner Hochzeit ohne dich auskommen. Onkelchen? Du bist ja mein einziger Freund und mein Trost.“ Sie lehnte sich an ihn und liebte ihn.

Er versuchte, sie zu beruhigen und versprach, sie so oft zu besuchen, wie er aus Philipps Hause fortkommen könne.

Es ging ihm sehr nahe, sie so schwer unter ihrem Verlobniß leiden zu sehen, zu dem er sie beredet hatte. Hätte er sich doch nicht eingemischt! Aber was wäre aus ihrem Vater geworden? Er sorgte sich um ihre Zukunft. Wie sollte sie die Ehe mit dem Manne ertragen, der auch ihm in seiner Zärtlichkeit zu dem jungen Geschöpfe so unangenehm erschien. Ohne daß er es sich gestand, erleichterte es ihn, dies Verlobniß nicht täglich mit ansehen zu müssen.

Marie fühlte sich sehr vereinsamt. Sie erkannte deutlicher denn je, daß ihr Vater, der, seit er ohne Sorgen war, noch mehr in seinen Ideen und seiner unwirklichen Welt lebte, ihr wenig Theilnahme zuwendete.

Sie litt unter seiner Gleichgültigkeit, namentlich als sie immer mehr erkannte, daß der Mensch in allen ernstlichen Lebensfragen selbst für sich einstehen müsse, und daß man in den schwersten Kämpfen mit sich allein sei.

Noch oft empörte sie sich gegen ihr Schicksal. War sie denn wirklich verpflichtet, ihr Lebensglück dem Begehren des Vaters zu opfern? Die Ueberzeugung von der Gleichwertigkeit ihrer beiden Schicksale ließ sie sich aufbauen gegen den fürchterlichen Zwang ihres Verlobnißes.

Wenn sie doch noch einmal ihrem Vater vorstellte, wie verwehlt sie sei, wenn sie ihn anflehte, nun anzufangen, alles hinzugeben, zu arbeiten, sie wußte selbst nicht was; sie schüttelte und wehrte sich, wenn auch ebenso ausichtslos wie ein gefangenes Thier in einer Falle.

In dieser Stimmung lief sie, als eben Goldammer wieder dagewesen war, zu ihrem Vater in den Salon. Sie zitterte vor Erregung, und es war ein Gefühl in ihr, als könne sie hart und trotzig sein und alles zerreißend und zerklüftend, was sie hemmen und zwingen wollte.

Emil Liebreich schien eifrig beschäftigt. Als das Mädchen herantrat, sah sie, daß er mit Farben und Pinseln hantirte. „Ah,“ dachte sie, „doch etwas, er retuschiert, weil Hans fort ist.“ Ein wenig wurde sie dadurch entwaffnet.

Als sie dicht hinter ihm stand und die Hand auf seine Schulter legte, sah er zu ihr empor. Ihr fiel sein freudiger Ausdruck, sein lebhafterer Blick auf.

„Ah, meine Tochter, schau doch, ist das nicht herrlich?“

Sie sah die Photographie eines Bildes, das vor ihm lag und das er mit zarten Farben ausmalte. „Eine Madonna von Murillo. Sieh, wie schön! Schwebend auf der Mondhöhe, vier Englein mit Palmen und Lilien in der Hüften. Welch reizende Putten! Und der Ausdruck, das fluthende dunkle Haar, der wehende Mantel!“

„Was willst du denn damit?“

„Was ich will? — Mich an der Schönheit laben, natürlich!“

„Vater,“ sagte sie herb, „aber das ist doch Spielerei — broolose Kunst, du mußt doch verdienen.“

„Gott sei Dank, daß ich kein Pfenningfuchser mehr zu sein brauche!“ Es war ein Aufatmen der Erleichterung. Zärtlich blickte er sie an und legte den Arm um ihre Schultern. „Das danke ich dir, meine brave Tochter, du hast den Fluch der Sorge von mir genommen. Der Segen deines Vaters umschwebe und fülle deine Zukunft mit Glück.“

Sie erbeute, sie wußte nicht, was sie bei diesem Gefühls- und Dankbarkeitsausbruch thun sollte. Wie konnte sie nun noch bitten, sie von ihrer Verpflichtung für den ungeliebten Mann zu befreien?

Während er sich wieder seiner Beschäftigung zuwandte, blätterte sie gedankenlos in einer Mappe mit Photographien. Diese Bilder, lauter ländliche Ansichten, kannte sie noch nicht. Immer noch nicht ganz bei der Sache, hob sie eines der Blättchen in die Höhe. Gewiß ein Bauernhof. Ein paar hohe Bäume, die Einfriedigung von ungleichen Holzplanen, ein großes Fachwerkhäus mit schwerem, gemauertem Dach, zur Seite ein ähnliches Haus, die hohe und breite Thür offen. Leber den Hof schritten ungleichmäßig hintereinander Mädchengestalten, die Spinnräder trugen. Darunter stand von ihres Vaters Hand geschrieben: „Gang zur Spinnstube. Erinnerung an die Lüneburger Heide.“

„Was ist das, Vater?“ fragte sie, um sich von ihrer inneren Qual zu befreien und abzulenken.

Er nahm das Bild in die Hand und sah es liebevoll an. „Vor zwanzig Jahren gemacht, Kind. — damals — hier diese schlanke zweite, deine Mutter — meine blonde Dora! D. welche Tage — damals in der blühenden Heide!“

„Ja, Mutter war vom Lande, aber sie hat mir nie von ihrer Heimath und von den Jhrigen erzählt. Wie kam das?“

„Laf ruhen, meine Tochter, laf ruhen! Alte unglückliche Geschichten. Meine Dora hat sich alles schwer genug zu Herzen genommen. Vielleicht

gehrte der Kummer an ihr, machte sie krank, ließ sie jung sterben — fort mit der traurigen Erinnerung!“

Ungestimmt war er das Bild in die Mappe und schlug diese zu. Die Tochter erschrak, das war sonst nicht seine Art. Bedrückt und von ganz neuen Gedanken erfüllt, verließ sie das Zimmer. Was lag denn da Schweres in der Eltern Vergangenheit?

Goldammer kam jeden Tag zu seiner Braut herauf. Er ging geradewegs in den Salon. Nach einer zärtlichen Begrüßung zog er sie zu sich aufs Sofa und erzählte mit Vorliebe von seinen Plänen für die Hochzeitsreise. Er meinte, vier bis sechs Wochen aus dem Geschäft fort sein zu können.

„Noh mal auf, Puttchen,“ sagte er stolz, „April ist eine famosere Jahreszeit für Italien. Alle jungen Ehepaare, die ein bißchen Puute ins Portemonnaie haben, machen mit Vorliebe noch 'n Süden. Ich habe dir hier den Bäder- über Italien mitgebracht, studire ihn genau, ich habe keine Zeit für so was, aber es ist auch genug, wenn einer von uns sich damit abquält.“

Ohne großes Interesse blätterte sie in dem Buche. Ihr Vater wußte es besser zu würdigen, er vertiefte sich in die Schilderung der Gallerien und Kunstwerke. „Du Glückliche,“ seufzte er, „die du alles das sehen wirst!“

Einige Tage später brachte der Bräutigam ein anderes Buch, das über Paris handelte, er meinte, Paris und Umgebung könne man gut in vier Wochen sehen. „Is freilich ein schändliches Zeitoddschlag, aber für so 'n hübsches Mauschen mußt man sich mal rum.“

Ihr lag gar nichts an einer längeren Reise. So nahm sie die Aussicht der Abkürzung befriedigt entgegen. Auch für Paris interessirte sich ihr Vater mehr als sie. Er schwärmte von den herrlichen Gemälden im Louvre und beklagte, daß er nie die Kunstschätze gesehen habe und sehen werde.

Die Zeit der Hochzeit kam heran, Goldammer begann verächtlich von Paris zu reden. Was die Franzosen wohl wollten? Er fristete reichlich so gut, wie man's da versteht. Reines Vorurtheil, daß Mode und Geschmack aus Frankreich kommen müßten. Aber die Berliner Mode gewinne bei allen vernünftigen Leuten an Geltung. Beshalb sein gutes Geld über die Grenze tragen? Dresden sei auch 'ne Stadt, was sie zu Dresden meine?

Ah, ihr sei alles gleich, meinte Marie gleichgültig. Da legte sich Liebreich ins Mittel. Dresden habe die allerberühmteste Gallerie. Die Madonna von Raffael im Original zu sehen, sei immer das heißeste Verlangen seines Lebens gewesen.

„Laf Papa doch statt meiner mit, dann hat doch einer Spaß,“ schlug Marie unwirksam vor.

Goldammer schüttelte sich vor Lachen. „Nu' brat' mir einer nen Storch! So 'ne gelungene Pflanze! Will das Kind mir ihren Olen aufspaden! 'ne kleine Borstige ist und bleibt sie und hat doch so feidenweiche Haare!“ Er strich ihr wohlgefällig über den Scheitel. „Du, zur Hochzeit frist' ich dich aber selber.“

Sie dachte mit beiden Händen ihr Haar. „Nein, nein, so lange ich hier oben bin, nicht!“

„Und nachher gehörst du mir mit Haut und Haaren!“ Er gab ihr einen schallenden Kuß. „Aber was ist's nun mit Dresden?“

Sie seufzte: „Meinethalben macht, was ihr wollt.“

Am 20. April sollte die Hochzeit gefeiert werden. Alle Vorbereitungen wurden mit Eifer getroffen. Um zehn Uhr wollte man zum Standesamt fahren, um zwölf zur Trauung in die Kirche, dann Hochzeitsmahl im Hotel, von da nach Hause und zur Bahn.

Man schrieb bereits den 15. als früh Morgens Hans Affel tief erschüttert nach Hause kam und den Seinen mittheilte, daß Bruder Philipp vor einer Stunde einem neuen Schlaganfall erlegen und sanft verschieden sei.

„Er war in der letzten Zeit furchtbar gut gegen mich,“ erzählte der Betrübe mit Thränen in den Augen. „Auch nicht gebuldet, er mochte niemand lieber um sich haben als mich. Und einmal sagte er sogar, er habe mir viel abzubitten. Das rührte mich ordentlich, und ich sagte: 'Schadet nichts, Philps, daß du mich über die Achseln angesehst hast, du bist ja auch viel fixer als ich und hast es viel weiter gebracht.'“

„Ja, das habe ich,“ sagte er, „n bißchen dämlich warst du immer,“ worauf ich ihm recht geben mußte. Und nun ist er todt, mein einziger Bruder, wie gern wollte ich mich jetzt von ihm schlechtmachen lassen.“

Hans ging die nächsten Tage ab und zu; er mußte, so gut er konnte, seiner traurigen und hilflosen Schwägerin beistehen, die Kinder seien noch zu unvernünftig. Segen Marie war er reich und liebevoll. Er bedauerte sie aus Herzensgrund.

„Armes Ding,“ seufzte er, „wie leid thut mir deine Angst, ich wollte, ich könnte dir helfen, aber nun ist nichts mehr an der ganzen Geschichte zu machen. Und hast du dich einmal in das Unabänderliche geschickt, magst du doch noch ganz zufrieden werden.“

„Kann mir's nicht denken, Onkel Hans. Mir ist immer zum Weinen.“

„Glaub mir, Marielchen, es geht Hunderten so, und nachher sind sie ganz zufriedene Ehefrauen. Du bleibst bei uns hier im Hause und siehst, wie glücklich dein Vater ist.“

„Ja, das ist auch mein einziger Trost.“

Da erschien Goldammer, heute etwas verlegen, denn er kam mit einem neuen Vorschlage. Eigentlich gäbe es doch keinen famozeren Ort als Berlin. So viele Hüchlichkeiten wie in der Siegesallee finde man nirgends auf einem Hofen. Und dann das Brandenburger Thor, die Linden, das Panoptikum und vieles andere! Was Marie meinte, wenn sie für acht Tage in den „Kaiserhof“ verreisten? Kostet auch schon einen gehörigen Posten Geld. Das billigste Zimmer täglich vier Mark, wo man hier doch umsonst wohne. „Aber für nichts ist nichts. Essen pittein, da hat man was für sein gutes Geld.“ Ihm scheine dies die ganze Geschichte mit seiner neuen Ehe koste ja doch ein schmächtliches Geld.

Wenn's ihm zu theuer wäre, könnten sie ja das Heirathen lieber ganz lassen, meinte das Mädchen mit aufstrebender Hoffnung.

Da kam sie aber schlecht an. „Thue mir den einzigen Gefallen und rede nicht so 'n Blech, als wölstest du abschnappen,“ rief er zornig. „Wir haben im Kasten gehangen, sind abgehoben, nu' gibt es kein Aussteifen mehr. Willst du absolut nach Dresden, so soll mir's auch egal sein, aber ein Blödsinn wär's doch.“

Sie versicherte, daß ihr an Dresden gar nichts liege, und daß er ihr zutwegene reisen könne, wohin er wolle. „Wir richten alles ein, wie es verabredet ist,“ sagte er, sich vergnügt die Hände reibend. „Du packst den feinen Handtoffer, den ich dir geschenkt habe, mit allem Nöthigsten, wir bleiben bis zuletzt beim Diner, was auch sein Gutes hat, wenn man's doch mal bezahlen muß, und fahret hierher. Du ziehst das schide Schneidertleid an, das du von mir hast, ich stehe mich in den festesten karrierten Reisezanzug, und dann fahret mir ins Hotel. Is doch ganz egal, ob's hier ist oder anderswo.“

Marie zuckte die Achseln und ergab sich in seinen Willen. Sie hatte wegen des Trauerfalls in der Familie, da Philipp Affel doch ein rechter Better ihres Vaters war, um Aufschub der Hochzeit gebeten, doch vergebens. So kurz vorher könne man keine Aenderung mehr vornehmen. Alle Menschen müßten sterben, und der gute Philipp sei gerade kein Heiliger gewesen.

Aber nun werde Hans doch keinenfalls am Hochzeitsessen theilnehmen, meinte sie noch, und den hätte sie am liebsten dabei gehabt.

„Ist seine Sache,“ brumpte Goldammer. „Will er nicht, dann ist's auch gut. Für 'ne große Fierde der Tafel kann ich ihn kaum halten.“

Ein Vortraben sollte nicht gefeiert werden, denn beide Familien hatten zu wenige gefellige Beziehungen; zum Hochzeitsmahl waren nur zwanzig Personen zusammengebracht worden.

Am Nachmittage vor der Hochzeit, als Marie ausgegangen war, trat ihr Verlobter zu Liebreich ins Zimmer.

„Meine Tochter ist nicht zu Hause,“ empfing der Photograph den Gast, bedauernd, daß dieser vergeblich komme.

„Heute will ich nur zu Ihnen, Lieberwerthe. Wir müssen doch auch mal ein Wort im Vertrauen über Geschäfte und Mein und Dein reden.“

Verständnißlos sah Liebreich den Freund an. Der hatte ja übernommen, seine Sachen zu ordnen und für ihn zu sorgen.

„Hier sind alle Ihre quittirten Rechnungen, habe sie prompt beglichen, Summa 740 Mark 65 Pfennig. Sie können das gegen ein 'Bedankemid' hinnehmen. Ihre alten Schuldscheine behalte ich noch. Man kann nicht wissen — besser ist besser. Wird mein Fräuchen mal wiederhaarig, ist das so 'n kleines Brenneisen. Und dann, Verehrtester, müssen wir den Zukuhf für Ihre Wirtschaft auch noch festlegen. Sie müssen nicht glauben, daß Sie nun wild ins Blaue leben und gänzlich auf der Bärenhaut liegen können.“

„Ich weiß nicht,“ flötete Liebreich fassungslös.

„Nun hören Sie mal zu und thun Sie mir die einzige Liebe und seien Sie nicht ungebührig. Ich kann nicht für all Ihre Klambim aufkommen, kann nicht wie 'n Pferd arbeiten, damit Sie faultenzen. Also fünfzig Mark sollen Sie im Monat Zulage bekommen, das ist gewiß anständig für 'nen Schwiagervater, der eigentlich auch noch ein ganz rüftiger Burche ist. Mehr gibt's nicht. Also danach schicken Sie sich. Ihr Geschäft nähet seinen Mann, Miethe verlange ich nicht, im übrigen aber richten Sie sich ein, wenn wir Freunde bleiben sollen.“

„Was wird meine Tochter dazu sagen?“

„Nehmen Sie Beurnunft an! Machen Sie mir meine Braut in letzter Stunde auffällig, so haben Sie morgen am Tage, kraft meiner Schuld-

scheine, den Exekutor im Hause, verstanden? Maßzeit, mein Bester!“

Damit verließ Goldammer den Salon und ließ den vertrauensseligen Freund, der sich goldene Berge, oder doch ein völliges Schlaraffenleben von der Zukunft versprochen hatte, in der äußersten Bestürzung zurück.

Liebreich versank in tiefes Nachdenken. Ja, ja, er mußte schweigen, Goldammer hatte recht. Welche Szenen, welche Aufregungen würde es geben, wenn Marie erführe, daß doch nicht so ausgiebig für ihn gesorgt sein würde, wie sie annahm. Also stillhalten, die Zeit kommen lassen, hoffen! Seine gute Tochter würde schon Mittel und Wege finden, ihm ein bequemes Leben nach seinem Geschmack zu verschaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Wissenschaftliches Zechrecht.

Daß die alten Germanen bereits vorzüglich genug waren, immer noch eins zu trinken, ebe sie beimgehen, ja, daß sie darüber gar oft das Heimgen vergaßen, ist eine so betannte Sache, daß es eigentlich nicht nöthig wäre, ihrer besonders zu gedenken. Es sei denn, um daraus eine Entschuldigung für die späteren Geschlechter herzuleiten, daß auch sie einen tiefen Trunk nicht verschmähen. Denn erbliche Belastung ist ein Grund zur Bewilligung mildernder Umstände.

Folgendes spricht Tacitus, der alte Römer, der bekanntlich mit unseren Vorfahren gut Bescheid gekonnt und ihre Sitten beschrieben hat: „Durst und Hitze verstehen sie am wenigsten zu ertragen“ — und an anderer Stelle: „Tag und Nacht in einem fort zu trinken ist für niemand eine Schande.“

Wie getreu die Nachkommen dieser würdigen Alten an den Sitten der Väter festhielten, bezeugt Luther, der da schreibt: „Das Trinken ist ein alt böses Verkommen in Deutschland, wie der Römer Cornelius schreibt, hat zugenommen und nimmt noch zu.“

Ähnlich äußern sich auch andere Schriftsteller. Desart und Sebastian Frant schelten namentlich auf die Sachsen, während Hans Sachs aber zwischen den Volkskämpfern Deutschlands keinen sonderlichen Unterschied macht. Wäre auch kein Grund gewesen. Hören wir doch aus allen Gegenden, wie das Volk ohne Unterschied des Alters, Geschlechts, Ranges und Standes dem Trunk genügt war — theils wohl im Juncel, die als gute noch völlig unbegreiflich sind, und die gegen unsere einfachen Paragaphen im Strafgesetzbuche verstoßen. So, wenn man bei den großen Festen Pöffer mit Bier und Wein in die Kirche brachte und die Zuhörer bei der Predigt mit den Krugedeln klappten. Da die vornehmste Gesellschaft, die Hofreife und der Adel, das Vorbild der Unmäßigkeit gab, so war's kein Wunder, daß das getreue Volk sich anschloß.

Bei solchem Zustande konnten die Studenten, die man doch heute als besonders bederkroß und trinkfest ansieht, keine außergewöhnliche Rolle spielen. Sie ist ihnen in unserer Zeit nur übrig geblieben als Erbschaft der Vergangenheit, nachdem die Festigkeit der Zechlust bei den übrigen Ständen nachgelassen hat. Denn langsam haben doch die vielen Bemühungen zur Bekämpfung der Trunksucht ihre Wirkung zu thun begonnen.

Vorschriften solcher Art sind alt genug. Sie erfolgten beim Reichstagsabschiede zu Köln 1512, in der Reichspolizeiordnung von 1577 und sonst noch oft. Im Jahre 1552 erschien in Leipzig eine Schrift: „Wider den Saupfeufel“, die über die schlimmsten Tringewohnheiten nicht allein der Männer, sondern auch der Frauen, ja, sogar der Kinder klagte. Zu ihrer Zeit freilich hat man von einer Wirkung zum Besseren bei all diesen Dingen nichts gespürt. Vielmehr gab es gerade damals eine förmliche Literatur zur Verherrlichung der Zechgier. Ihr zu dienen wird beinahe eine Wissenschaft für sich.

So ist denn 1616 ein Büchlein herausgekommen, das sich Jus potandi nannte, Zechrecht zu Deutsch, so wie man vom Strafrecht, Landrecht und anderen ähnlichen Dingen spricht, „darinnen von Ursprung, Gebräuchen und Solemnitäten so wohl auch von der Antiquität, Effect und Würdung des Zechens und Zutrinkens, auch was darinnen etwan sonsten noch vorstretigkeiten vorrauffen, so noch zur Zeit nicht decidirt, gar artig, zehiger Weltlauff nach, sehr lustig discurtirt wird.“ Der Autor nennt sich Blasius Multibus (Wieltrunk), utriusque V. et C. Candidatus — beiderlei Wein- und Bier-Kandidat. Daß er in Wirklichkeit Jurist war, geht aus der ganzen Fassung des drolligen Werthens hervor, das für alle seine Vorschriften und Sätze die Belege aus den Schriften der altrömischen Rechtslehrer sorgfältig nach Wortlaut und Paragraph in Klammern nachweist. Das „Jus potandi“ ist demgemäß auch selbst in Paragraphen eingetheilt, deren nicht weniger als 60 sind. Sie scheinen auf den ersten Blick gar trocken, aber das ist eben der Witz dabei, daß der lustige Spott mit so unerhütterlichem Ernst vorgetragen wird.

Hinter dem Vorwort wird zunächst eine Auseinandersetzung über die Art und Weise des Zechens gegeben und dabei festgestellt, daß es „die gutherzi-

gen Deutschen durch ihren sondern Fleiß und Belibung dessen so weit gebracht, daß ihnen nunmehr von jeder Nation der Principat und Vorzug dargeboten und übergeben worden.“ Es werden danach die Gründe des Zechens erörtert, deren Zahl und Art überaus vielseitig ist. Daran schließt sich eine Betrachtung über die Qualität des Stoffes, sei es Bier oder Wein. „Und ist kein Zweifel, daß, wann man fragt, welches unter diesen beyden Getränken das beste sey, ob der Wein nicht unbillig und mit allem Recht den Vorzug haben und behalten sollte? Jedoch wenn Bier oder Wein jedes in seiner Art betrachtet werden und man fragt, welches Bier vor dem andern den Vorzug habe und besser sey, taneiner allein nicht wohl melden und anzeigen, indem ihrer nicht wenig gefunden werden, die da wol das liebe lautere Brunnwasser, Milch, Molken oder dergleichen auch wol dem allerbesten und besten Weine weit vorziehen und besser achten, welches mir dann in meinem Kopff gewaltig Spanisch und lächerlich vorkömmt, sintemal mir das Rostocher, Hamburger, Danziger Doppelbeer, Preußing, Braunschweigische Rummel, Knusenad, Hannoverischer Brothum, Englisch Bier, Zerster oder Calpinisch und Torgauisch Bier viel und viel tausendmal besser schmeckt als etwan der Wittenbergische Kuddel, Büffel oder das Leipziger geträuerte, baucherreisende Rastrum (es ist wohl Gose gemeint); achte auch einen Rheinischen Wein, Ailingberger, Muscateller, Reß, Hambacher, Malvasier, PeterSiemens, Alcantan, Riesfelder, Rothhalber und Wacharader viel edler, besser und werther, als etwan einen geringen Franzosen oder Heffischen Landwein.“ Man braucht kein besonders tieffinniger Jurist oder sonst ein Gelehrter zu sein, um dem Blasius Multibus bei solchen Erwägungen Recht zu geben.

Unterjucht man nun mit Ernst, wie die verdienstlichen Stoffe, ebe wie einfache, konsumirt werden, so ergibt sich, daß dies auf zweierlei Art geschieht, nämlich mittels des Total- und des Partialtrunkes. Ersterer besteht darin, daß der Zecher sich den ganzen Inhalt des Tringefäßes auf einmal in den sperrweit geöffneten Mund hineinschüttelt, letzterer darin, daß er ihn mit andern theilt. „Und auff solche Manier pflegen sonderlich in Nieder-Sachsen auch wol ihrer Biere zu trinken aus einer Kanne auf folgende Weise, daß die ersten Drei jeden Trunk thun, der vierde aber muß das ander alles was noch hintersteht, erschicken und austrocknen.“

Besonderen Reiz erhält das gemeinsame Trinken, wenn auch die holdseligkeit sich daran betheiliget. Eine Menge von Abschnitten unseres Büchleins gelten der tiefgründigen Unterjudung der Frage, „ob auch Jungfrauen solchen Conversations ohne Gefahr und sicherlich könnten bewohnen“, was nur unter starrem Vorbehalt bejaht wird; und wie das schädliche Benehmen ihnen gegenüber einzurichten ist. Kaum minder wichtig, als diese Betrachtungen, sind die über das Zutrinken und besonders über das Brüderkasschließen, das besonders feierlicher und höflicher Form bedarf. Schwere Zweifel erregt es, ob es für einen Studenten passend, mit einem allzu jungen Semester oder gar mit jemand, der gar nicht Student ist, als zum Beispiel, mit einem Mercator oder Kaufgesellen, Brüderkass zu trinken. Wenn beides auch mit gewisser Einschränkung zustanden wird, so kommt der Verfasser doch zu dem Ergebnis, daß von solcher im Trunk geschlossenen Brüderkass selten genug viel zu hoffen stehe, womit er zweifelsohne Recht hat. Nicht minder treffend ist seine Schilderung sonstiger böser Folgen, die aus der Angezichtheit und damit verbundenen Erzeugen entspringen. Es kann aus manchem Grunde hier nicht weiter davon gesprochen werden.

Am Ende seiner tieffinnigen Betrachtungen kommt Multibus zu der Erörterung der Frage, ob ein Wirth angezichte Gäste im Hause behalten oder hinausbesfordern soll. Letzteres empfiehlt sich nur für den Fall, wenn der Gastgeber die reelle Absicht hat, am folgenden Tage die Kneiperie fortzusetzen. In diesem Falle hat er natürlich für ein geeignetes Katerkräftig zu sorgen, etwas von eingemachten Sagen, einen Quavirt oder Clerier oder sonst etwas, damit der Magen wiederum werde zu rechte gebracht, portrigiere und vortrage; wil geschweigen, daß sie wol selber so bescheiden (d. h. geschick) seyn und dem Wirthlich hurtig damit zuvor kommen, indem ihm (d. h. sich einer ein Bißlein von einem gesalzenen Hering, ein ander aber eine Elb oder zwo von einer gebatene Bratwurst und was dergleichen Magenpulverlein mehr seyn, zu essen windtschet.“

Mit Vorschriften für die richtigen Maßregeln zur weiteren Bekämpfung des physischen und moralischen Kagenjammers, sowie zur Beforgung neuer Geldmittel aus der väterlichen Tasche, mit Hilfe von Briefen, sehr nach der Art derer, die der berühmte Kandidat Hieronymus Jöbs an seinen Vater schrieb, endigt das Büchlein vom alt-deutschen Zechrecht.

D. Doering.

Dies nennt in Baltimore ein Arzt die schlimmsten Feinde der Menschheit. Gute Menschen lieben aber ihre Feinde.